



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Ausgewählte Aufsätze**

**Brandi, Karl**

**Oldenburg i.O., 1938**

Aufgaben der Geschichtschreibung (1925). Göttingische gelehrte  
Anzeigen 187, 321-335.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

## Aufgaben der Geschichtschreibung

*Georg v. Below*, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung. Mit einer Beigabe: Die Deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus. 2. wesentlich erweiterte Auflage (Handbuch der mittleren und neueren Geschichte von G. v. Below und Fr. Meinecke Abt. I). München und Berlin 1924, R. Oldenbourg. XVI, 207 S.

*Wilhelm Waetzoldt*, Deutsche Kunsthistoriker. I. Von Sandrart bis Rumohr, 1921. — II. Von Passavant bis Justi. Leipzig 1924, E. A. Seemann. 8°. 333 S. 311 S.

Die Göttingischen gelehrten Anzeigen wollen nicht nur eine Freistatt sein für kritische Auseinandersetzungen mit gelehrten Erscheinungen, die eine solche erfordern, sondern allgemein ein Intelligenzblatt für Werke von wissenschaftlicher Bedeutung. Beides trifft auf das Buch G. v. Belows zu. Was könnte wichtiger sein, als wenn einer der namhaftesten Historiker unserer Generation an weit sichtbarer Stelle das Wort nimmt über die Entwicklung und die Grundrichtungen unserer Wissenschaft im ganzen letzten Jahrhundert bis zur Gegenwart? Als ich mich eben damit beschäftigte, kamen mir die nicht minder bedeutenden Bände von W. Waetzoldt in die Hand und ich empfand, wie sehr beide Bücher den Maßstab für einander abgeben. Sie sind unendlich verschieden, sooft sie sich stofflich berühren, nicht nur in Rumohr, Schnaase und Wölfflin.

Daß die Darstellung v. Belows, so wie sie ist, nicht in ein Handbuch gehört und sich unter der Herausgeberschaft Meineckes doppelt merkwürdig ausnimmt, wäre eine gar zu billige Bemerkung, wenn man nicht hinzufügte, daß sie ursprünglich selbständig und mit dem Untertitel „Geschichte und Kulturgeschichte“ 1916 erschienen ist. Im übrigen trifft auch die im Vorwort zitierte Bemerkung Onckens gewiß zu, daß „für den Anfänger“ zur Einführung in die Geschichtswissenschaft eine Darstellung der Historiographie „gesunder und anregender wirkt, als die bloßen Abstraktionen eines Lehrbuchs der historischen Methode“. Unter diesem Gesichtspunkt, der Anregung und Aufrüttelung, mag der nicht sehr umfangreiche Band auch in einem „Handbuch“ seinen



Platz behaupten. Es ist allerdings kein Wattenbach. Von der stimmungsvollen Wanderung durch die alten Kulturstätten mit den zahllosen lehrreichen Bemerkungen des erprobten Kenners über Handschriften und Überlieferungsformen, Ableitungen und Zusammenhänge ist man weit entfernt. Hier geht es wie im Sturmwind aus Nordost, Windstärke 10, über das letzte Jahrhundert gewaltig hinweg. Wer die Dinge nicht schon kennt, wird sie aus dem Buch nicht lernen. Kein einziges Werk ist analysiert oder nach seiner Entstehung gekennzeichnet. Es sind Autorennamen und Richtungen, nicht Werke, die hier unter bestimmten Gesichtspunkten geordnet sind. So ist die Darstellung nicht irgendwie gegenständlich, sondern aufgelöst in allgemeine Urteile. Dafür zwingen diese Bemerkungen mit einer Menge von richtigen Charakteristiken, aber auch von einseitigen und harten Urteilen unzweifelhaft zum Nachdenken und zur Begründung des Widerspruchs.

Der Aufbau ist folgender. Nach einem Rückblick auf „das 18. Jahrhundert, Ursprung der Kulturgeschichte“ (1), Voltaire, Pragmatismus, Einschränkungen des Rationalismus (Möser und Herder) geht es zur romantischen Bewegung (2), die sehr weit gefaßt wird als der gesamte Gegensatz zum Rationalismus. „Das kulturgeschichtliche Programm erst durch die Romantiker in wissenschaftlichem Sinn durchgeführt“. „Vertiefung der Forschung durch fortschreitende Arbeitsteilung“. Sodann werden „H. Leo, Ranke und seine Schule“ nebeneinandergestellt (3), mit der Hauptthese, Ranke als Romantiker zu erweisen. Die Stellung der Geschichtswissenschaft zu Hegel (4) ist wie eine Einlage. Die Darstellung geht fort mit der „Opposition gegen Ranke und die Romantik“ (5), worin die „politischen Historiker“ von Dahmann an, noch mehr diejenigen aus Rankes Schule selbst behandelt werden; es geht schon hier bis auf die großdeutschen und katholischen Historiker. Auch diese Schicht wird aber abgelöst durch eine neue „Opposition gegen die politische Geschichtsschreibung. Zeit des einseitigen Empirismus. Kulturgeschichtsschreibung“ (W. H. Riehl, Gustav Freytag, Jacob Burckhardt) (6). Endlich erfolgt, ganz überraschend, eine „neuer Aufschwung der deutschen Historiographie seit 1878“, d. h. seit Bismarcks Wendung zur „neukonservativen Politik“. „Vertiefung und Sieg der politischen Geschichtsschreibung. Überwindung des einseitigen Empirismus“ (7). Der Ausblick: Leistungen und Auf-



gaben (8) leitet über zu den Beigaben über Wirtschaftsgeschichte und Marxismus (S. 161—194).

Es ist sehr merkwürdig, daß ein Buch, dessen eigentliche Tendenz eine Überwindung des Rationalismus bis in seine letzten demokratischen Ausläufer ist, selbst doch so durch und durch rationalistisch sein kann. Von irgendeinem Versuch tieferer Ergründung der Übergänge und Umformungen ist nicht zu reden. Alles wird in einer harten Gegensätzlichkeit gesehen. Die Romantik springt wie eine andere Minerva aus dem Haupte des Zeus und selbst die späteren Meinungsverschiedenheiten der Schulen erscheinen nur wie ein Widerstreit ihrer ungleichen Söhne, der altromantischen und der politischen Historiker. Daß bei diesem Aufmarsch der Parteien vor dem Richterstuhl des Verfassers auch die großen Persönlichkeiten sozusagen nur mit ihrem Polizeipaß erscheinen, versteht sich. Von dem Wesen Ranke'scher Geschichtsforschung, von seiner eigenen starken Entwicklung bekommt man keine Vorstellung. Und eben das ist das zweite Merkwürdige. Dieser Preisgesang auf die Romantik ist selbst so ganz und gar unromantisch. — In einem Atem mit der Ablehnung der richterlichen Ansprüche des alten Rationalismus und ihres Nachzüglers Schlosser werden doch durch das ganze Buch hin vorwiegend Lob- und Tadelsprüche ausgeteilt. Oder ist das mehr die liebe Kathedergewohnheit einer polemischen Führung durch die ältere Literatur? Kein Zweifel, daß diese Technik auch ihr Gutes hat; aber sie läßt doch eigentlich nicht erkennen, wo man heute Wesen und Ideal der deutschen Geschichtswissenschaft sehen darf. Denn dieser fast ungehemmte Subjektivismus, der sogar jener „Folgerung einen Kern der Berechtigung durchaus zuerkennt“, daß „man schlechthin parallele Professuren für verschiedene Fächer je nach den weltanschaulichen Systemen verlangt“, ist doch nicht im Ernste das letzte Wort unserer Wissenschaft? Gibt es nicht seit Ranke eine inzwischen immer mehr verfeinerte historisch-philologische Methode, die uns im Gegensatz zu allen früheren Jahrhunderten zur Ermittlung historischer Wahrheit wenigstens in dem Sinne befähigt, daß wir den Grad der Gewißheit oder das Maß der Unsicherheit unseres Urteils leidlich bestimmen? Aber freilich, von dieser seit Rankes „Kritik neuerer Geschichtsschreiber“ und der modernen Beherrschung von Urkunden und Akten, wichtigsten inneren Geschichte unserer Wissenschaft erfährt man in diesem Buche im Grunde



nichts. Es heißt nur sehr früh einmal, daß Pertz „die erste aus Rankes Seminar kommende Generation der Mitarbeiter — Waitz, Wattenbach, Jaffé — praktisch geschult habe“, daß die weiteren methodischen Fortschritte das Verdienst von Waitz seien und endlich „Holder-Egger der glücklichste Ausgestalter der Methode ist“. So muß dann Scheffer-Boichorst, dessen „bewundernswerte Untersuchungen“ kurz anerkannt werden (91), im übrigen als Schulbeispiel dafür dienen, „daß der scharfsinnigste Forscher, der nicht eine zusammenhängende energische politische Auffassung besitzt, auch nicht fähig ist, zusammenhängende Darstellungen größeren Stils zu liefern“. Manchmal nutzt auch die energische politische Auffassung nichts.

„Es wäre irrig, den politischen Historikern, weil sie energisch für ein politisches Ziel kämpfen, den sittlichen Maßstab abzuspochen“ (45). — Gut! wenn nur dieser Standpunkt gerechten Verständnisses immer festgehalten wäre. Aber es ist mir schmerzlich, so nahe ich mich politisch vielfach dem Verfasser fühle, feststellen zu müssen, daß die Skala von Lob und Tadel mit großer Sicherheit von rechts nach links führt, und zwar ziemlich unverblümt im Sinne der politischen Parteeinstellung. Alle Konservativen „im weitern Sinne“ scheinen einseitig; in den Ideen der historischen Rechtsschule von der notwendigen Beziehung einer Verfassung auf die Besonderheit eines Volkes lag „auf konservativer Seite der Kern des Widerstandes gegen den Liberalismus“ (58). Also in keinerlei innerer Machtpolitik? Die politischen Historiker wären mit der Anerkennung von Preußens Führung „dem konservativen Nationalstaatsgedanken schon recht nahe gekommen“ (57). Also bei ihnen lag die führende Idee? Auch die günstige Wendung in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft, die v. Below in der neukonservativen Politik Bismarcks 1878 begründet findet (S. 55 f. 84. 120) scheint mir nicht einmal äußerlich erwiesen zu sein; er muß selbst gestehen, daß sich jetzt manches auswirkte, was in den „vorhergehenden Jahrzehnten“ (!) vorbereitet war, und zitiert an anderer Stelle (S. 160) zustimmend das Wort von Meinecke, daß „verglichen mit der großen Zeit der Ranke, Burckhardt und Treitschke die Spitzen gesunken sind“. Aber deren große Entwicklungsjahre waren doch die dreißiger, fünfziger, siebziger Jahre! Wie erst, wenn man Mommsen dazu nähme. Jedoch der Verfasser will allen Glanz nachträglich auf die Periode seit 1878 häufen. Erst hier ordnet er die Münchener Historische



Kommission (von 1858!), den Hansischen Geschichtsverein (von 1870) und ihre Nachfolgerinnen ein. Erst hier folgt sogar Julius Ficker mit seinen Forschungen, von anderen zu schweigen. Und das alles, um die Jahrzehnte des Liberalismus zu verzeichnen? Schon der tapfere Dahlmann ist ihm unbequem, der „liberalen Zeitströmungen nachgebend, sich vom Doktrinarismus nicht ganz frei macht“. Entsprechend finden auch die Nationalliberalen nur halbe Gnade. An Sybel wird gelobt, daß er „immer dafür arbeitete, das radikale Element aus dem deutschen Liberalismus auszuschneiden“ (51), doch geht das nicht ohne die Glosse, daß „wir immerhin Sybels grundsätzlichen Standpunkt beanstanden“. Und nun gar weiter nach links. Die hohe sittliche Reinheit Baumgartens muß es sich gefallen lassen, daß „wir ihn durchaus zu den achtbaren Vertretern seiner Richtung zählen“ (63); „doch sind seine Schriften von Einseitigkeiten nicht frei und zeigen eine gewisse Blutleere“. Ich möchte die Einseitigkeit in Baumgartens Hauptwerk, der Geschichte Karls V wohl aufgewiesen sehen und über die Blutleere noch klagen hören von jemandem, der das schöne Büchlein „Wie wir wieder ein Volk geworden sind“ (1870) gelesen hat. Aber er ist leider ein „Liberaler“ und ein „Epigone“ und seine „originellste Aufzeichnung bleibt die Selbstkritik des Liberalismus“. Daß seine Kritik von Treitschke wesentlich partei-politisch begründet gewesen sei, ist sicher falsch; Baumgarten hatte vielmehr andere Vorstellungen von der Objektivität des Historikers. Gelangen wir gar zu den eigentlichen Demokraten, dann geraten wir dicht an die Grenze des Parlamentarischen. Spott und Hohn sind nicht gespart. Sie kommen noch schlechter weg, als die Sozialdemokraten, bei denen schon kein eigentlich historisches Wollen mehr vorausgesetzt wird. Die Bemerkungen über L. M. Hartmann sind gewiß zutreffend, aber wenn schon historische Begriffsbildung und sogar die gesamte „Typologie“ in sehr breit geratenen Ausführungen verteidigt werden, versteht man den Ingrimm gegen die Soziologie doch nicht recht. Die Beigabe über den Marxismus enthält eine fruchtbare Fragestellung und lehrreiche Beiträge zur Antwort, fällt aber wirklich aus dem Rahmen eines Handbuchs völlig heraus.

Wir sind alle darüber einig, daß die Wurzeln des politischen Doktrinarismus in die Aufklärung und das Naturrecht zurückreichen; aber deswegen kommt so viel an auf die einzelne persönlich geartete



Bindung oder Umformung. Ähnlich steht es um die beherrschende These dieses Buches, daß die ganze wertvolle neuere deutsche Geschichtswissenschaft aus der Romantik stamme. Das wird nur dann unschwer bewiesen, wenn in den Sinn der Romantik vorher alles spezifisch Historische hineingepackt wird. Und dabei hat diese Romantik ohne Einschränkung „als eine Schöpfung zwar nicht des protestantischen Geistes, aber des protestantischen Bodens und seines Staates, des preußischen zu gelten“. Sie ist die große allumschließende Bewegung. „Während die Rationalisten die historischen Vorgänge vorzugsweise aus Einzelursachen, und zwar mit Vorliebe aus bewußter Berechnung herleiteten, alles rationalisieren wollten, betonten die Romantiker die Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Kräften, das Unbewußte, das Unerklärliche, das Geschichtliche, das Gegebene“ (6). Mit diesem Gegensatz von etwas Viel-zu-engem gegen ein Viel-zu-weites ist die Zeit doch nicht erschöpft. Als wenn es wirklich keine anderen Strömungen gegeben hätte als Rationalismus und Romantik und wiederum keine kritischen und sittlichen Kräfte im Rationalismus! Wie erklären sich denn Möser und Herder? Möser, dem Versenkung in Volkstum, Heimat, Sitte, dem „Totalität und Mannigfaltigkeit“ bereits wichtigste Angelegenheiten waren. Bei Herder darf man sich nicht an seine Ideen zur Philosophie halten, sondern muß zu ermessen suchen, welche ungeheuren Anregungen allgemeinsten und tiefsten Art er ausströmte. Wo steht das Büchlein „Von deutscher Art und Kunst“? Diese ganze Wendung der modernen Geschichtswissenschaft zur Empirie, zum Realismus wäre ohne Goethe zu denken? Die Rankesche historische Methode, der entscheidende Fortschritt des 19. Jahrhunderts, wäre ohne die klassische Philologie zu denken? Der Humanismus, Heyne, Humboldt, Fr. A. Wolf sind nachdrücklich in ihre historischen Plätze wieder einzufügen. Ja, ich stehe gar nicht an, die auch in Belows Darstellung mit Recht so stark betonte Wendung Rankes zum Primat der äußeren Politik ganz wesentlich mit aus seinen Quellenstudien zu erklären; er ist nicht umsonst zuerst in die Schule Machiavells und der venetianischen Gesandten gegangen. Es ist ja fast erschütternd wunderbar zu sehen, wie ihm die tiefsten Wahrheiten, selbst das besondere Verständnis der deutschen Reformation erst aus den Quellen erblühten. Hier ist mit „Gesinnung“, mit „politischer Auffassung“, mit „Romantik“ gar nichts erklärt, aber alles aus der Versenkung in die Quellen und in die Dinge.



„wie sie eigentlich gewesen sind“. Unser ganzer Glaube an den tiefen objektiven Wert unserer eigentlich historischen Studien kann doch in nichts anderem liegen, als in dem Zutrauen zur Möglichkeit eines solchen Vordringens zu der „rein tatsächlichen Wahrheit“ Rankes. Das war auch die Meinung von Scheffer-Boichorst, der damit eine humane Weltweite, und von H. Baumgarten, der damit den tiefsten religiösen und politischen Ernst verband.

Endlich ein Letztes. Der Aufbau des Buches ist von zwei Ideen bestimmt. Einmal von der Bedeutung der Romantik und der Erneuerung konservativer Staatsgesinnung, und zum zweiten von der Bindung des Begriffs Kulturgeschichte an das 18. Jahrhundert, also an den Rationalismus und, logischer Weise, an seine Epigonen, die Demokraten (63). Dazu paßt nun leider gar nicht, was über die einzigen großen Vertreter der Kulturgeschichte zu sagen ist, den „Sozial-Konservativen“ W. H. Riehl, den in „echt romantischer Vertiefung“ der Vergangenheit zugewandten Gustav Freytag, und auch den Schweizer Jacob Burckhardt, den „die Demokratie abstieß“. Irgend etwas Richtiges ist ja in dem Zusammenhang von Aufklärung, Zivilisation, Sitten und Kleinbürgerlichkeit gefühlt. Aber das hat mit den großen Geistesmächten konservativer oder liberaler Gesinnung gar nichts zu tun, und mit den Verfassungsformen der Demokratie nur sehr wenig. Der gleichfalls durch das ganze Buch gehende Gedanke von der Wichtigkeit einer Verbindung von Rechtswissenschaft und Geschichte soll nicht bestritten werden; G. v. Below ist selbst ein gutes Beispiel dafür. Aber eben deshalb wirkt das hier gewählte Bild nicht eben glücklich. „Die Schulung in der juristischen Systematik verleiht die Ritterrüstung, der das lose Aufgebot der historischen Stoffhuber nicht zu widerstehen vermag. Aber die Infanterie der Historiker weiß sich zu behaupten, wenn sie ihrerseits sich auch eine technische Ausbildung schafft“ (102). Bei der Ritterrüstung muß ich immer an die große Hornisse in der Biene Maja denken, und bei den Stoffhubern an den guten alten Bienenstaat.

Es liegt ein Mißgeschick über der Geschichte der deutschen Historiographie. Nach der völlig mißglückten Darstellung von Wegele waren wir zunächst ganz geblendet von der bei einem jugendlichen Autor doppelt respektablen Weite und Sicherheit in Fueters Werk von 1911. Erst mit der Zeit empfanden wir zunehmend seine



Schwächen, besonders in der Bewältigung der deutschen Historiographie, allgemein in der Disponierung des Stoffes. Hier lagen also Aufgaben; um so lohnender, je bedeutender trotz allem Fueters Versuch war. Sind wir nun weiter gekommen? Ich fürchte nicht, trotz des Strebens nach Gesichtspunkten, die eine einfachere Ordnung ermöglichen könnten. Am glücklichsten war doch bisher Moriz Ritter, der die Entwicklung der Geschichtswissenschaft „an den führenden Werken betrachtete“ (1919) und dadurch seinen großen Stil gewann, daß er in ihnen das Typische aufzuweisen wußte.

Wie die Biographie nach meiner Meinung die einfachste und einwandfreieste Form der Geschichte ist, so bleibt vollends für die Künstler- und Gelehrten-geschichte der biographische Aufbau immer noch der leichteste und lohnendste. Vasari gab für die Kunstgeschichte das erste große Vorbild. In dem Buche von W. Waetzoldt liegt die entsprechende Anlage für die Schriftsteller über die Kunst vor. Freilich empfindet der Verfasser auch die Schwierigkeiten dieses Verfahrens und äußert das sehr lebhaft. „Jede Darstellung aus der Geschichte einer Wissenschaft ist eine undankbare literarische Aufgabe. Goethe hat in der Einleitung zur Geschichte der Farbenlehre eine Reihe der methodischen Schwierigkeiten aufgezählt, denen der Historiograph begegnen muß. Das Treffende an der Schilderung dieser Schriftsteller-nöte empfindet man bei der Darstellung der Gedankengänge des weiten Goethekreises besonders lebhaft. Das bunte Gewebe, an dem eine ganze Generation gearbeitet hat, muß man auftrennen, mannigfaltig Verflochtenes und Verschlungenes lösen, einzelne Fäden aufzeigen, wo doch nur das aus allen Fäden zusammengesetzte Bild die geschichtliche Wahrheit enthält“ (146).

Und doch, welche Luft umgibt den Leser in den stimmungsvollen Räumen dieser Porträtgalerie! Man hat das Gefühl, in eine Gesellschaft gebildeter Menschen geladen zu sein; es ist nicht nur von ästhetischen Dingen die Rede, sondern auch dafür gesorgt, daß Form und Stoff in Harmonie bleiben.

Flüchtige Striche skizzieren ein paar Männer aus der Zeit Dürers, — Johannes Butzbach, Christoph Scheurl, Johann Neudörfer. Mit Matthias Quadt von Kinckelbach und Sandrart geht es in das 17. Jahrhundert. Der Ritter des Palmenordens Joachim von Sandrart steht da als deutscher Vasari, nicht in der Reihe der ersten Dignitäre, aber doch



als charakteristischer Zeitgenosse der anderen Bahnbrecher unserer Wissenschaft, der Pufendorf, Conring, Thomasius und Leibniz. Der Sammelfleiß seiner „Teutschen Akademie“ von 1662 und 1679 gab für mehr als ein Jahrhundert die brauchbare Grundlage; er selbst empfand, daß er „nach leidigen Kriegsläufte die schlummernde Fräulein Pictura wieder aufweckte, die Nacht zertrieb und ihr den Tag anbrechen machte“. Erst das 18. Jahrhundert brachte den halbphilosophischen, halb schon antiquarischen Universitätsbetrieb; Johann Friedrich Christ in Leipzig verdient, auch als Lehrer Heynes, genannt zu werden.

Und doch bleibt alles zurück hinter den genialen Würfen Winckelmanns, dessen Durchbruch (1755) die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ — dessen Meisterleistung die „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) wurde, das erste deutsche Buch, das wieder europäischen Klang gewann. Ich glaube auch, daß aus dem unauflösbaren Herzensgrunde die Kirchen Stendals nicht wegzudenken sind (52). Zu seinem weiteren Leben die feine Formulierung: „Der Drang, dem Ideal nachzuleben, die fast übermenschliche Kraft, das Sehnsuchtsziel zu erreichen, hat Winckelmann zu einer fast symbolischen Erscheinung werden lassen für den deutschen Idealismus und edelsten Bildungstrieb, symbolisch auch für den Mann des dritten Standes, der ans Licht drängt, für den Bürger des 18. Jahrhunderts, der als Gleichberechtigter sich an den Tisch der Fürsten setzt und mit den Waffen des Geistes in die alte ständisch-aristokratische Welt einbricht“. Seine Neigung zu naturwissenschaftlicher Analyse und Vergleichung wollen wir uns ebenso merken, wie die entscheidende Bedeutung der altklassischen Literatur (59). Winckelmann „führt den Begriff des Stiles und der Stilgeschichte ein und tut damit den entscheidenden Schritt über Sandrart hinaus“ (63). Die besondere Art Winckelmannscher Darstellungskunst illustriert W. (ähnlich gelegentlich auch bei anderen Autoren) durch Nebeneinanderstellung der Beschreibung bestimmter Kunstwerke aus der Feder von Vasari, Rubens und Winckelmann. Wie stark der ausübende Künstler den Kunstgelehrten befruchten kann, lehrt Winckelmanns Verkehr mit dem über die Maßen bewunderten Anton Raphael Mengs, dessen „Gedanken über die Schönheit“ (1762) selbst im Rationalismus befangen blieben.



Ich streife nur die Oeser, Hagedorn, Geßner und Füßli. Zu Heinse wäre in der Literatur wohl Walther Brechts Buch über Heinse und den ästhetischen Immoralismus (1911) nachzutragen.

Die nächste Gruppe, Hamann, Herder, Merck, Heinrich Meyer bildet den Kreis, der sich für uns um Goethe ordnet, mit einer Caesur zwischen dem jungen und dem alten Goethe. Es ist nicht unnötig, immer wieder zu betonen, wie stark sich die Leidenschaft für Ursprünglichkeit, Echtheit, Natur dem werdenden Klassizismus entgegenbäumt. Auch am Straßburger Münster wirkte zunächst nicht das Nationale, sondern das Originäre; Goethe bekannte: „Individuelle Keimkraft nur treibt, wie die Geschöpfe der Natur, so selbständige künstlerische Werke hervor“ (143). Herder ist für das Historische der Führer im Sinne der bewußten Hinwendung zu den Dingen, wie sie sind; „da man keinen Lehrbegriff im Kopfe hat, sondern die Dinge schlicht ansieht, wie sie sind; sie bindet wie die Geschichte, nicht das Raisonement, bindet.“ Wer dächte nicht an Ranke!

Gleichwohl, „der Weg zur fachwissenschaftlichen Kunstforschung war noch weit und steinig; er konnte nur über die Stationen methodischer Arbeit führen“. Ich bekenne, daß ich aufs tiefste berührt bin von dem Maße des Anteils, den Goethe gerade am Methodischen hat; ganz abgesehen von den genialen Einsichten, die zwischendurch aufblitzen, wie etwa über das Wesen der Baukunst, auch nach Seite des körperlich Bewegten. „Sie soll vorzüglich, und worauf man am wenigsten acht hat, für den Sinn der mechanischen Bewegung des menschlichen Körpers arbeiten“; Hinweis auf Tanz, Rhythmus und Raum. Auch der fruchtbare Begriff des Zyklischen sei noch erwähnt (165), und der wichtige biographische Versuch im Anschluß an Cellini; dahinter stehen die sehr systematischen Sammlungen Heinrich Meyers. Es scheint mir dabei für die Fragen des Werdens moderner Geschichtswissenschaft doch wichtig, daß von Meyer gesagt werden kann: „Rationalismus verschloß ihm das Verständnis des Mittelalters, öffnete ihm aber den Sinn für die von hellem Kunstverstande durchwaltete Renaissance“ (183). Endlich der Abschluß für Goethe in der Landschaft. Waetzoldt faßt zusammen: „In der Morgenrhapsodie auf ein Meisterwerk der Baukunst brauste des jungen Goethe Kunstenthusiasmus auf, in der weitgespannten Übersicht über das Landschaftsreich klingt 60 Jahre



später des Greises abgeklärte Kunstbetrachtung aus. Es ist der Weg des allgemeinen Kunstempfindens vom Mittelalter bis zur Neuzeit, die Entwicklung vom architektonischen zum landschaftlichen Sehen überhaupt, die Anfang und Ende Goethescher Kunstgeschichtsschreibung gleichnishaft spiegeln.“

„Ohne Liebe bleibt auch in der Kunstwissenschaft alles ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Kunst ist mehr als eine Belustigung des Witzes und Verstandes. Die seelischen Organe (dafür) — sind Ehrfurcht und Enthusiasmus. Kunstgenuß ist Andacht.“ Wir befinden uns inmitten der Romantik. Wilhelm Wackenroder und (derber, wenn auch wichtig für ihn) Ludwig Tieck; weiter August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Sulpiz Boisserée. Wie lehrreich ist der Hinweis auf die Brücke zwischen den Literaten und der Kunst, die durch die steigende Notwendigkeit geschlagen wurde, in einem Zeitalter ohne Reproduktionstechnik eine zugleich treffende und stimmungsechte Bildbeschreibung zu geben! Im übrigen bleibt die Basis positiver Kenntnisse bei diesen „spekulationsfrohen Söhnen des 18. Jahrhunderts“ schmal. „Daß die Romantiker das Denken der Deutschen über künstlerische Dinge von Schulmeistereien und von rationalistischer Pedanterie befreit haben, darf ihnen nie vergessen werden. In der Geschichte der Ästhetik ist ihnen ein hervorragenderer Platz, als in der Geschichte der reinen Kunstgeschichte gewiß“ (252).

Die Kunstgeschichte als Forschung in Archiven und Bibliotheken beginnt mit Carl Friedrich von Rumohr. Glückliche Kombination, daß dieser Feinschmecker im wörtlichsten Sinne, dieser selbst gegenüber der künstlerischen Technik zu methodischen Versuchen neigende Mann, dieser Kenner und Liebhaber, dieser auch wieder nachdenkliche Gesellschaftsmensch und Dichter zugleich die Einsicht, die Energie und Ausdauer hatte, zu den Originalurkunden und Akten vorzudringen. Er trieb Wirtschaftsgeschichte und Kunstgeschichte. Nun beginnt die Befreiung von dem Anekdotenhaften der älteren (und noch lange nachwirkenden) Künstlergeschichte, die Möglichkeit, aus der aufgespeicherten Fülle ästhetischer Einsichten urkundlich geordnete historische Reihen zu bilden. Auch Fiorillo, seit 1784 in Göttingen als Zeichenlehrer, Kustos der Sammlungen und Lehrer der Kunstgeschichte tätig, war mit seiner „Geschichte der zeichnenden Künste“ (seit 1798) nur Vorläufer.



Rumohrs italienische Forschungen nannte kein Geringerer als W. von Humboldt das erste Werk, das „über Kunstgeschichte in echt historischem und echt künstlerischem Geist geschrieben sei“ (303). „Objektivität, Genauigkeit und Kritik“ resultierten bei ihm aus dem tiefen „Mißtrauen gegen den romantischen Subjektivismus“, oder wie Waetzoldt ein andermal sagt: „es ist für den Romantikfeindlichen, zur materialistisch-technologischen Kunstanschauung ringenden Rumohr überaus bezeichnend, wie ängstlich er einer Überschätzung des Momentes der Auffassung, dessen, was wir heute Gesinnung zu nennen pflegen, entgegenarbeitet“ (310). Mit diesen Urteilen des Kenners vergleiche man, wie Below (176) gerade Rumohr als Vertreter der „romantischen Kreise“ behandelt.

Von Rumohr wurde mit scharfer Kritik auch noch die Erstlingschrift (1820) des Mannes aufgenommen, der bald die Kennerschaft durch seine Reisen und Forschungen gerade im Rumohrschen Sinne breiter fundierte, Joh. David Passavant aus Frankfurt, Verwalter des Städelschen Instituts, erster gelehrter Biograph Raphaels (1839—58). Zeitlich und sachlich stellt sich neben ihn der Berliner Gustav Friedrich Waagen, ebenfalls Reisender, Kenner, Museumsbeamter; noch früher als Passavant hatte er seine Helden im Norden gefunden, Hubert und Jan van Eyck (1822).

„Die internationale Autorität der deutschen Kunstwissenschaft beruht nicht zuletzt auf dem deutschen Kenner- und Sammlertum. Alle billige Kritik an den Selbsttäuschungen und Illusionen der Bildertäufer (und Wiedertäufer) — ändert nichts an der Tatsache, daß Kennertum bis zu einem gewissen Grade die Vorbedingung, wenn auch nicht der Inbegriff und das Ziel jeder wissenschaftlich betriebenen Kunstforschung ist.“ Sein Sitz ist die Sammlung. „Im andern Lager haben sich die Begriffsforscher, die Philosophen und Theoretiker der Kunstgeschichte von Anfang an um die Universitätskatheder gesammelt. Beide Arbeitsweisen und Arbeitsmöglichkeiten ergänzen sich“ (II, 32). Zunächst die Theorie. Für die geschichtsphilosophische Einordnung der Kunst und der Kunstgeschichte wird Hotho, der begeisterte Hegelianer, noch als „erschreckendes“ Beispiel aufgeführt. Sehr bedeutend dagegen, auch tiefer anregend, der Obertribunalsrat Carl Schnaase (1798—1875); also auch ein Liebhaber, dessen „Geschichte der bildenden Künste“ aber



geradezu epochemachend genannt werden darf (1843—64). „Kunst-historiographischer Kartonstil“ (II, 77). „Seine Zentralidee wurde die Lehre vom Volksgeist“ (81); „die Kunst abzuleiten aus den physischen und geistigen, sittlichen und intellektuellen Eigentümlichkeiten der Völker.“ Die Gefahren werden von W. gut aufgewiesen, „vor Schnaase läßt das Kunstwerk trotz allen philosophischen guten Zuredens die letzten Schleier nicht fallen“ (87).

Man kann streiten, welches Kapitel dem Verfasser am besten gelungen ist; Schubring möchte die Palme dem Justikapitel reichen. Ich finde das ungemein Historische des Buches darin, daß gerade die Abschnitte, in denen nicht eben die Liebe den Griffel führt, besonders gut geraten sind. Der ganze Abschnitt über die Positivisten ist wundervoll. Gerade das Ringen mit der Gerechtigkeit und mit dem Verständnis, das anderswo von selbst zuströmt, löst in diesen Kapiteln Sprüche der Einsicht und Weisheit aus. Freilich steht gleich an der Spitze die auch menschlich anziehende, wahrhaftige Figur von Eduard Koloff, Beamter des *Cabinet des estampes* der Nationalbibliothek zu Paris. „Solche Naturen werden meistens von ihrer eigenen Zeit unterschätzt, von der Nachwelt überschätzt. Sie erscheinen dem Rückblickenden als die beweglichen Köpfe neben den befangenen Fachmenschen, als die Geistvollen neben den nur Kenntnisreichen.“ „Solche Auffassung bedarf der Korrekturen, sobald die Frage nach der geschichtlichen Reichweite der Außenseiterideen aufgeworfen wird. Da zeigt sich, daß der Kranz schließlich nicht dem gebührt, der den Einfall gehabt hat, sondern der in einem Falle das Gesetz zu erspüren vermag, der aus Aperçus Forschung, aus Aphorismen Darstellung macht“ (II, 95). Und doch gebühren Koloff Kränze. Mit derselben Unbefangenheit wie der Antike und dem Mittelalter trat er auch Rembrandt gegenüber. Helden der Farbe konnte er wiederentdecken. „Vor allen Dingen Koloristen“ sagt Koloff einmal „glaubten diese Meister, daß das Auge auf Kosten jeder anderen Rücksicht befriedigt werden müsse; sie hätten gewiß naturgetreuer malen können, aber zum Nachteil desjenigen, welches sie für wesentlicher und kunstgemäßer hielten, nämlich die aus dem Kontrast und Wechsel der Farben entspringende Harmonie“ (103). Der frühe Gebrauch des Wortes Renaissance als Epoche (1840) entspricht der französischen Umgebung Koloffs (zu dem Problem vgl.



mein Werden der Renaissance, 1910 [und in dieser Sammlung] und meine Besprechungen Philippis im lit. Zentralblatt 1912, 1152 und Burdachs in diesen Anzeigen 1923 [und in dieser Sammlung]). Schwieriger war die Würdigung Springers; er erscheint zunächst als der erste große Pädagoge. Dann als Positivist. Ich erinnere mich noch lebhaft des fast abstoßenden Eindrucks seiner Lebenserinnerungen. Alle Romantik war hier ausgetilgt; Spezialistentum, Positivismus, robuste Wirklichkeitsart. Aber in dem tätigen, kämpfenden, erfolgreichen Mann ist eine ganze Generation aufs trefflichste charakterisiert. Merkwürdig, wie gerade dieses solide Spezialistentum auf dem Boden Österreichs von Reichsdeutschen, wie Sickel, und umgekehrt von Österreichern an deutschen Hochschulen gepflegt und in Seminaren beiderseits ausgesamt wurde; das gilt für das Historische wie für das Kunsthistorische, die sich gerade damals besonders eng berührten. In der trockenen, vorurteilslosen, gewissenhaften und fleißigen Art dieser Kunstgelehrsamkeit stiegen alte sittliche und wissenschaftliche Werte vergangener Zeiten wieder auf. Auch das handwerklich Kunsttechnische kommt wieder zu Ehren. So fügt sich das Bild Sempers vortrefflich ein. Dazu das schöne Wort: „die Augen der Künstler sehen, was der Laie übersieht, sie übersehen aber auch, was der Historiker sehen muß. Schwimmer im Strom der Kunst, rechnen sie wohl mit dem Widerstand oder der Willigkeit des Elementes, in dem sie leben und kämpfen. Wir aber stehen am Ufer, bloße Betrachter, die freilich sehen, woher die Wasser kommen und wohin sie gehen“ (130).

Und nun steigert sich der Stil noch in dem gewichtigen Kapitel Franz Theodor Kugler und Jacob Burckhardt; man möchte in Erinnerung an das, wenn auch kurze, Zusammenleben in Berlin und an die Weiterführung Kuglerscher Bücher durch den Baseler Schüler, von Vater und Sohn sprechen. Das „Handbuch der Kunstgeschichte“ (1842), „die Meisterleistung des 34jährigen“; erst für die Fortführung entdeckte sich Kugler den jungen Baseler, wie er wohl auch als erster Menzels Genie erkannte. Ich trage nach, daß sich in dem entzückenden Porträtskizzenbuch Kuglers auch ein Jugendbildnis Burckhardts von 1843 findet mit der Unterschrift „Jac. Burckhardt stud. philos. geboren in Basel am S. Urbanstag 1818“; man fühlt sich in die intime Kultur jener Jahre unmittelbar zurückversetzt und bekommt fast Heimweh



nach den musikalischen Teenachmittagen bei „Geheimrats“ in den Mansardenräumen an der Friedrichstraße. Das Problem der Darstellung lag hier in der Aufdeckung des In- und Durcheinanderströmens von Traditionen des 18. Jahrhunderts und romanischer Kultur mit Romantik, Preußentum und philologisch-historischer Methode. In den Bildern der Männer und Werke ist das, echt Rankesch, höchst gegenständlich aufgewiesen. Der Abschnitt Kugler als Ministerialreferent bekommt seine feine Wirkung noch durch die Tatsache, daß der Verfasser selbst an dieser stillen und wichtigen Stelle Kuglers Erbe ist. Bei allem Einschlag von Bitterkeit klingt doch etwas Verbindendes durch, wenn W. (II, 155) mit Rücksicht auf Kuglers fortgeschrittene Ideen bemerken darf: „Wenn Wissen und Dankbarkeit gegen die vorangegangenen Geschlechter nicht in Deutschland in Mißkredit geraten wären, hätten die Kunstrevolutionäre von 1918/19 sich durch einen Blick in Kuglers 1848/49 ausgearbeiteten Pläne viel Geschrei ersparen können.“

Unvergleichlich die Einführung des reifen Burckhardt (II, 172). „Wer in den elysäischen Gefilden nach Jacob Burckhardt Umschau halten dürfte, würde ihm schwerlich unter den Scharen disputierender Gelehrter, gewiß nicht im Kreise seiner kunsthistorischen Fachgenossen begegnen, vielleicht ihn aber in der Gegend antreffen, wo Gottfried Keller und Arnold Böcklin beim Weine sitzen. Dem Dichter und dem Maler zugesellt, genießt er dort das wunderbare Schauspiel, dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen. In der Sehnsucht nach dieser Erkenntnis klingen Burckhardts weltgeschichtliche Betrachtungen ergreifend aus. Solch edle Sehnsucht, die des Glücks und Unglücks völlig vergessen läßt, gibt Burckhardts Wesen das gedämpfte Leuchten und auch die heitere Resignation.“ Und später: „Das edelste Geschenk, das die Musen diesem Manne in die Wiege gelegt hatten, war die dichterische Anlage. Sie regte sich als Einfühlungsfähigkeit in fremde Menschen, Zeiten, Anschauungen, als Schmiegsamkeit der Phantasie, als Gabe intuitiven Verstehens der charakteristischen Situationen, als bildhafte Vision und als Kunst der Sprachbeherrschung“ (180). Man erinnert sich an W. v. Humboldt, der das Poetische für den Historiker verlangt, vom Philosophischen dagegen Gefahren wittert. Wie drastisch empfand das der junge Burckhardt schon im Kolleg bei Schelling: „ich dachte jeden Augenblick, es müßte irgendein Ungetüm von asiatischem



Gott auf zwölf Beinen dahergewatschelt kommen und sich mit zwölf Armen sechs Hüte von sechs Köpfen nehmen.“ In demselben Zusammenhang auch die Annäherung an Rankes Realismus. „Trotz aller Verschiedenheit der Grundstimmung fand er für solche Gedanken bei Rankes, von geschichtsphilosophischer Ahnung nur gleichsam unwittertem Realismus ein Echo.“ Gut ist in Burckhardts Schatten auch der Umriß H. Wölfflins eingezeichnet, der eine Filiation des Meisters mit werbender Energie zur fruchtbaren Familie gestaltete.

Den Abschluß machen Herman Grimm und Karl Justi. Das ist die Generation, die uns noch berührte, ermunterte, bildete. Ich freue mich der Rettung Grimms; die Schätzung war nicht immer so. Aber wieder ist es das universale Verständnis des Verfassers, das hier richtig ordnet. „Der Professor Grimm, der sich als heimlicher Botschafter Weimars im neuen Reiche Bismarcks fühlt“ (II, 214), als „Statthalter Goethes auf Erden“, und sich doch nicht scheute, die ganz neue technische Errungenschaft des Skioptikons unter Spott und Hohn der Zünftigen in den Universitätsbetrieb einzuführen; den „enge Freundschaft nur mit einem Musiker verband, mit Joseph Joachim“. Irre ich nicht, auch mit Heinrich Brunn, und eben diese Beziehung gibt mir an später Stelle noch einmal Gelegenheit zu einer kritischer Frage. Warum ist die klassische Tradition Winkelmanns so völlig fallengelassen? Neben Fiorillo wirkte überragend in Göttingen Otfried Müller; und Heinrich Brunn ist, etwa auch als Anreger Wölfflins, in München nicht wegzudenken. Kann man die Wechselwirkung, die in Winkelmann keimhaft lag, nicht auch in der Blütezeit des folgenden Jahrhunderts noch beobachten?

Von beneidenswertem musikalischen Kompositionsgefühl zeugt die Art, wie bei der Charakteristik Grimms noch einmal alle Größen der vorigen Generation zum Vergleich herangezogen sind; das wirkt wie freie Reprisen. Und dann folgt mit Karl Justi das Ausklingen; fein, zurückhaltend, mit all den altmodischen Zügen doch der Vollender, eine Herzensfigur des Verfassers. Daß in den Biographien Winkelmanns, Velasquez und Michelangelos sich noch einmal alles Licht wie in einem dreifachen Regenbogen bricht, ist eine Gunst des Schicksals selbst. Und doch wäre ohne die literarische Kunst des Autors das alles nicht da.

Und darüber noch ein Wort zum Schluß. Blickt man zurück auf



die *Vite dei più celebri pittori* des Vasari, auf die alten *Viri illustres* der Antike und des Mittelalters, so bemerkt man mit innerstem Vergnügen, wie aus der Porträtsreihe der literarischen Tradition die gedankliche Komposition geworden ist. Nicht bloß Köpfe, Gruppen sind hier Träger der Ideen. Wenn es so etwas doch auch für die Historiographie gäbe! Als Primaner erhielt ich zu Weihnachten den Wattenbach als Einführung in die Geschichte. Jetzt würde ich einem jungen Zunftgenossen am liebsten dies durch und durch humanistische Buch auf den Weihnachtstisch legen; unnötig zu sagen, welches nicht.



Die hier beschriebene Art ist eine der häufigsten in den Tropenländern. Sie ist sehr verbreitet und findet sich in den meisten Gegenden dieser Länder. Die Larven dieser Art sind sehr charakteristisch und unterscheiden sich von den Larven anderer Arten durch ihre Größe und ihre Form. Die Larven dieser Art sind sehr robust und haben eine sehr dicke Haut. Sie sind sehr aktiv und bewegen sich sehr schnell. Die Larven dieser Art sind sehr empfindlich für Krankheiten und sterben oft an diesen Krankheiten. Die Larven dieser Art sind sehr nützlich für die Wissenschaft und die Medizin. Sie sind sehr wichtig für die Erforschung der Entwicklung der Tiere. Die Larven dieser Art sind sehr interessant für die Wissenschaft und die Medizin. Sie sind sehr wichtig für die Erforschung der Entwicklung der Tiere. Die Larven dieser Art sind sehr interessant für die Wissenschaft und die Medizin. Sie sind sehr wichtig für die Erforschung der Entwicklung der Tiere.